

more uneasy about the rising rate of marital instability and the decline in male authority. They consequently tried to make divorce increasingly difficult.

French officials tended to view African society holistically, discounting the intricacies and variations of Muslim law and tribal differences and instead viewing Africans as having a uniform native culture presumably existing as it did long before colonialism. The French were increasingly uneasy about how they should view domestic property. On the one hand, they viewed household property as determined by traditional kinship centering around rights to land and subsistence. On the other hand, they also recognized that property could be attained by individual labour, such as through commerce, crafts, and the husbandry of livestock. These latter aspects of property, however, had especially grown in prominence after colonial contact. Before colonial pacification slavery was the major form of investment in new wealth; after slavery became illegal, livestock became the major form of investment. Furthermore, the peace and economic stimulus of colonial order encouraged the growth of commerce, including new opportunities for women as traders. Most important of all, colonialism introduced cash as a new form of capital savings (far superior to traditional cowrie shells). All these changes severely threatened earlier African concepts about how property could be held and how it should be promoted. The French sought to encourage kinship solidarity which presumably would foster local communal stability, but at the same time the French strongly believed that those who laboured should hold primary rights to the products of their work. Finally, as both population and trade grew, land values skyrocketed and with that litigation over rights to hold and dispose of property also radically increased.

Roberts deftly describes how these countervailing beliefs of the French interplayed with the changing economic and social organizational changes which they themselves had promoted, whether consciously or not. Not surprisingly, the legal challenges encouraged in the years immediately after 1905 were steady replaced by an official tendency to encourage social stability and elder male authority as colonialists sought to control an African society that they considered dangerous if it were to change too rapidly, even though French colonialism had been the very source of those changes.

Roberts has written a valuable account of the difficulties of producing and enforcing law in a society in which colonial rulers and ruled do not fully comprehend one another and where rulers themselves are not clear either about the outcomes of their own policies or indeed even clear about what changes they actually desire. Roberts has a keen sense of how colonial Malian society worked, a good sense of the cultural contradictions involved in African courts under colonial rule, and an awareness of the methodical limitations of using written colonial legal records to determine what actually went on in local African courts on the ground. Roberts's broad views strike me as convincing and enlightening; inevitably, however, his material cannot convey what actual court

situations must have been like on the ground. Unfortunately, we still lack enough studies of how those local African courts worked. Unfortunately, too, those who were there and who might tell us are ever less in numbers as the years go by. Let us hope such informants' accounts may yet be salvaged to flesh out our understanding of this aspect of the vanishing colonial experience.

T. O. Beidelman

**Schäfer, Rita:** Im Schatten der Apartheid. Frauenrechtsorganisationen und geschlechtsspezifische Gewalt in Südafrika. Münster: Lit Verlag, 2005. 480 pp. ISBN 3-8258-8676-X. Preis: € 29.90

Nach der politischen Wende in Südafrika waren Frauenrechtsorganisationen maßgeblich an der Ausgestaltung der neuen Verfassung beteiligt, einer Verfassung, die als mustergültig gilt im Hinblick auf die Implementierung demokratischer und emanzipatorischer Grundsätze. Die Gleichstellung von Frauen in allen Lebensbereichen und ein umfassender Schutz vor Gewalt sind rechtlich verankert. Tatsächlich bleibt jedoch der Alltag der meisten Südafrikanerinnen geprägt von wachsender Kriminalität und eskalierender Gewalt; das Land hat die höchste Vergewaltigungsrate der Welt und befindet sich auch mit der häuslichen Gewalt an der Spitze der Statistiken.

Dieses Auseinanderklaffen von Rechtsanspruch und Rechtsrealität steht im Mittelpunkt von Rita Schäfers Arbeit. Basierend auf empirischen Studien in den Jahren 2000–2001 und 2005 und mit Hilfe einer gründlichen und umfassenden Literaturauswertung, zu der sie eine wahrhaft erstaunliche Fülle an Material heranzieht, erhellt sie die historischen und soziokulturellen Hintergründe für die weitgehende Akzeptanz von Gewalt, die inzwischen für die Geschlechterbeziehungen prägend geworden ist, und dokumentiert die Arbeit der verschiedenen Frauenorganisationen, die versuchen, gesellschaftliche Veränderungsprozesse in Gang zu setzen und die Lage der Frauen zu verbessern. Die Studie ist multidisziplinär angelegt, und bei der Leserschaft werden zumindest gute Grundkenntnisse der Geschichte, Politik und Ethnografie Südafrikas und Verständnis für Rechts- und Gender-Fragen vorausgesetzt.

Das 480 Seiten starke Werk gliedert sich in vier Teile mit insgesamt 14 durchnummerierten Kapiteln, gefolgt von einer außerordentlich umfangreichen Bibliografie. Zunächst gibt die Autorin einen gut recherchierten Überblick über den Stand der Forschung im Bereich *gender-studies* in Südafrika, wobei sie ein weites Spektrum von Forschungsbereichen und -themen anspricht, die für die Frage der Geschlechterbeziehungen relevant sind, von Sozialgeschichte, Politik und Ökonomie bis hin zum Bildungs- und Gesundheitswesen.

Im ersten Teil, „Historische Kontexte der geschlechtspezifischen Gewalt“, analysiert Rita Schäfer Geschlechterhierarchien und -konstruktionen und geschlechtspezifische Gewaltformen vom Anfang der Kolonialzeit bis zum Ende der Apartheid in chronologischer Reihenfolge und Maskulinitätskonstrukte in verschiedenen

historischen Kontexten. Ihre Untersuchung zeigt deutlich die fatale Verfestigung von Legitimationsmustern für körperliche Gewalt aufgrund des Kontroll- und Machtverlustes, den südafrikanische Männer in dieser Zeit erfuhren. Gewalt gegen Frauen wurde zu einem Kompensationsmittel und die Kontrolle über Frauen das letzte männliche Machtfugium (99).

Der zweite Teil, „Gender und Gewalt in verschiedenen Lebenswelten“, wendet sich der Gegenwart zu und beginnt mit sehr interessanten theoretischen Überlegungen zu geschlechtsspezifischer Gewalt und Genderkonstruktionen, wobei Frau Schäfer eindringlich die komplexen Interdependenzen zwischen häuslicher und sexueller Gewalt gegen Frauen und anderen Gewaltformen betont. Sie definiert geschlechtsspezifische Gewalt als Machthandeln, mit dem Überlegenheit und Kontrollansprüche gefestigt werden sollen und betont die „inhärente Handlungslogik“ (108) derartigen Vorgehens, ohne darüber hinwegzusehen, dass „die exzessiven und äußerst brutalen Formen der sexuellen Gewalt auf den ersten Blick den Eindruck erwecken, als sei die soziale Ordnung in Südafrika total zusammengebrochen ...“ (112). Die Autorin geht sehr detailliert auf die gewaltsame Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchien in den unterschiedlichen südafrikanischen Lebensbereichen ein, z. B. in Squattercamps und Townships, in ländlichen Gegenden und auf Großfarmen, an Schulen und Universitäten, im Gesundheitssektor und in den Religionen. Es wird deutlich, dass Gewalt gegen Frauen in Südafrika ein allgegenwärtiges, weithin toleriertes und auch von den Frauen aufgrund konservativer Rollenmuster verinnerlichtes Phänomen ist. Besonders die sexuelle Gewalt hat normative Züge angenommen und avanciert zu einem identitätsstiftenden, elementaren Bestandteil der Maskulinitätskonstruktion, so dass es zu einem „Gewaltdiktat“ in Beziehungen zwischen Männern und Frauen kommt.

Diese Tatsache steht in krassem Widerspruch zur Rechtslage. Wie Frau Schäfer im dritten Teil des Bandes mit dem Titel „Frauenrechte und staatliche Institutionen“ ausführt, werden Gesetze, die den Frauen umfassenden Schutz vor Diskriminierung und Gewalt gewähren sollen, nur sehr schleppend und ineffektiv in die Realität umgesetzt. Dies beruht auf einer Reihe von historisch und sozial bedingten Ursachen und Umständen, welche die Autorin untersucht; hier zeigt sich das „Erbe der Apartheid“ und des Kolonialrechts in aller Deutlichkeit. Ignoranz, Korruption und Sexismus kennzeichnen den Polizeiapparat, während die Staatsanwaltschaft überlastet ist. Durchgreifende Reformen scheinen dringend notwendig.

Der vierte und letzte Teil des Buches setzt sich intensiv mit den im Titel erwähnten Frauenrechtsorganisationen auseinander. Zunächst befasst sich die Autorin mit den Frauenorganisationen, die während der Apartheid mit unterschiedlichen Mitteln gegen diskriminierende Gesetze und staatliche Willkür kämpften. Sie sahen sich als Teil der Befreiungsbewegung, und um diese nicht intern zu spalten oder zu schwächen, blieben Debatten zur Geschlechterproblematik in jener Zeit bewusst

ausgeklammert. Geschlechtsspezifische Gewalt wurde unmittelbar nach der politischen Wende als Folge der Apartheid erklärt.

Anstatt den Staat zu bekämpfen, kooperieren heutige Frauenrechtsorganisationen mit ihm, um ihre Ziele durchzusetzen. Rita Schäfer teilt die von ihr vorgestellten Organisationen in zwei Gruppen mit unterschiedlichen Arbeitsschwerpunkten auf: Rechtsforschung und rechtspolitische Lobbyarbeit beziehungsweise Rechtsinformationen und psychosoziale Beratung. Die meisten dieser Organisationen befinden sich in einem Prozess der Neuorientierung und -positionierung. Die Haltung gegenüber der Regierung ist oft ambivalent; aus Gründen der Solidarität und anderen praktischen Erwägungen hält man sich mit konstruktiver Kritik zurück.

Ohne die Verdienste der Frauenrechtsorganisationen im Geringsten in Frage zu stellen – denn sie bringen gesellschaftlich tabuisierte Probleme an die Öffentlichkeit und bieten im Rahmen ihrer jeweiligen Zielsetzungen und Möglichkeiten wertvolle Dienste und Hilfsangebote für Frauen –, bemängelt Rita Schäfer den vorherrschenden opferorientierten Beratungsansatz. Die Wirksamkeit der wenigen Präventivmaßnahmen bleibt begrenzt. Die Autorin kritisiert die Einstellung der meisten südafrikanischen Frauenrechtsorganisationen, die geschlechtsspezifische Gewalt als ein Phänomen interpretieren, das alle Frauen gleichermaßen betrifft; sie ignorieren und verleugnen Unterschiede zwischen Frauen aufgrund ethnischer Zugehörigkeit, sozialer und ökonomischer Stellung, des Alters, der Religion usw. Schäfer ist davon überzeugt, dass es unumgänglich sein wird, diese Differenzen in Betracht zu ziehen, um effektive Strategien zur Bekämpfung der Gewalt zu entwickeln.

Im letzten Kapitel des vierten Teils befasst sich die Autorin mit den wenigen Männerorganisationen in Südafrika, die einen schweren Stand haben, da sie traditionelle Männlichkeitskonzepte herausfordern und daher weder von Männern noch von Frauen ernst genommen werden; die meisten Frauenrechtsorganisationen möchten aufgrund ihres feministischen Selbstverständnisses und ihrer „kategorischen Verurteilung von Männern“ (321) nicht mit ihnen zusammenarbeiten.

Rita Schäfer liefert mit ihrem Werk eine wissenschaftlich fundierte, differenzierte Darstellung des komplexen Zusammenspiels von historischen, politischen, ökonomischen und kulturellen Faktoren, die die Lebensrealität am „Kap der Gewalt“ bestimmen. Der Band enthält eine große Menge an gut aufgearbeiteten Informationen und ist so strukturiert, dass sich einzelne Teile oder Kapitel sehr gut separat lesen lassen; allerdings scheint der Text ein wenig überladen mit oft umfangreichen Fußnoten, die mehrheitlich in den Textkorpus gehören, da sie wichtige oder zumindest lesenswerte Details enthalten.

Obwohl eigene empirische Studien durchgeführt wurden, liegt das Übergewicht der Arbeit doch eindeutig auf der Literaturoauswertung; mit fast scholastischer Akribie belegt und untermauert Frau Schäfer ihre Aussagen. Die Autorin legt Wert auf größtmögliche Objektivität und Sachlichkeit; sie hält sich an die Fak-

ten und kommt, unter konsequenter Einbeziehung der historischen Dimension, zu intelligenten Schlussfolgerungen.

Alle, die sich mit Gender- und Gewaltforschung, Rechtsethnologie oder südafrikanischer Politik befassen, können von diesem Werk profitieren. Der Band eignet sich hervorragend als Diskussionsgrundlage und als Ausgangspunkt für die weitergehende Beschäftigung mit den angesprochenen Themen. Friederike Schneider

**Schareika, Nikolaus, und Thomas Bierschenk** (Hrsg.): *Lokales Wissen – sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Münster: Lit Verlag, 2004. 273 pp. ISBN 3-8258-6963-6. (Mainzer Beiträge zur Afrika-Forschung, 11) Preis: € 25.90

Was heutzutage unter dem Begriff "lokales Wissen" kursiert, gehört eigentlich zu den traditionellen Themen der Ethnologie und spricht damit indirekt einige Binsenweisheiten des Faches an. Trotzdem wurde lokales Wissen erst Anfang der 80er Jahre offiziell für die Entwicklungszusammenarbeit "entdeckt", wobei der bekannte Sammelband von Brokensha et al. (Indigenous Knowledge Systems and Development. Washington 1980) einen der entscheidenden Anstöße gab. Es ist inzwischen nicht mehr einfach, von lokalem Wissen zu reden, ohne irgendwie auf Entwicklungspolitische Fragen einzugehen. Zu eng sind diese Themenbereiche miteinander verflochten. Das scheinbar Unvermeidbare ist jedoch nicht das Hauptanliegen dieses Sammelbandes. Vielmehr geht es den Herausgebern und Autoren darum, die Bedeutung der inzwischen umfangreichen und vielfältigen Forschung zu lokalem Wissen für die Sozialwissenschaften (hier vor allem Ethnologie und Soziologie) zu beleuchten und zu bewerten.

Theoretische und methodologische Reflexionen stehen im Vordergrund und nicht etwa Projektgeschichten oder weitere Beiträge zu den vielfältigen Küchenrezepten für den Umgang mit lokalem Wissen. Dieser Band wurde nicht für die Entwicklungspolitik geschrieben, obwohl aufgeschlossene Personen aus diesem Bereich mit Sicherheit einige Kapitel mit großem Gewinn lesen könnten.

Die Entstehung des Bandes wird nicht sonderlich expliziert, aber er scheint auf eine Tagung, die im November 2002 am Zentrum für Entwicklungsforschung (ZEF) in Bonn veranstaltet wurde, zurückzugehen. Die ausgewählte Problemstellung rechtfertigt sich durch die Wahrnehmung, dass ein starker Anwendungsbezug in der Forschung zu lokalem Wissen die theoretischen und methodischen Beziehungen und Beiträge zu den sozialwissenschaftlichen Herkunftsäckern schwächen kann. Daher verdienen einige Fragestellungen besondere Aufmerksamkeit: (1) Was heißt eigentlich konkret "lokales Wissen", und wie ist der Begriff von anderen Wissensformen abgrenzbar? Ist dies wertneutral möglich? (2) Sind die Erforschung lokalen Wissens (*local knowledge studies*) und ethnologische Wissensforschung überhaupt voneinander abgrenzbar? (3) Wie lässt sich die Forschung zu lokalem Wissen in allgemeine-

re wissenssoziologische Diskussionen, insbesondere im Kontext phänomenologischer Klassiker der Wissenssoziologie, einbetten?

Auf diese Fragestellungen gehen die Autoren der elf Beiträge in unterschiedlicher Weise ein. Jedes Kapitel verdiente ausführliche Kommentare, die jedoch den Rahmen einer gewöhnlichen Besprechung erheblich sprengen würden. Die Hervorhebung bestimmter Beiträge wird somit notwendig, ohne damit die anderen herabwerten zu wollen. Ein Rätsel bleibt allerdings, nach welchen Prinzipien der Band gegliedert wurde, denn ein grundlegender Beitrag wie der von Dieter Neubert und Elísio Macamo über so genanntes "authentisches" lokales Wissen und den Globalitätsanspruch der Wissenschaft sollte nicht in der Mitte, sondern am Anfang stehen.

Nikolaus Schareikas einführender Text zu den ethnologischen Perspektiven lokalen Wissens stellt eine Art Klammer aller Beiträge dar. In stellenweise leicht ironischer Argumentation unterbreitet Schareika Vorschläge zur Erforschung lokalen Wissens und zur Definition dieses Forschungsbereiches, plädiert für eine Entessentialisierung des Begriffes lokales Wissen und kommt zum Befund, dass die Erforschung dieses Wissens eher zur sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung als zur nachhaltigen Verbesserung der Lebensbedingungen der Wissensträger beigetragen habe.

Neubert und Macamos exzellerter Beitrag ist eher wissenssoziologisch orientiert und behandelt grundlegende Fragen der Definition und Abgrenzung lokalen Wissens von anderen Wissensformen sowie deren unterschiedliche Bewertung als "Referenzrahmen" bei Aufeinandertreffen, insbesondere wenn es um Fragen der so genannten "Deutungshegemonie" geht. Die eigene Position folgt dabei einer konstruktivistischen Wissenssoziologie, die Entscheidungen zur Gültigkeit von Wissen in sozialen Prozessen identifiziert. Lokales Wissen wird als breiterer Begriff gegenüber "Alltagswissen" (Berger und Luckmann) definiert, zumal es auch das Wissen lokaler Spezialisten einschließt.

Weitere grundlegende Beiträge sind Gerhard Haucks und Reinhart Köblers kritische Reflexionen zur Epistemologie lokalen Wissens sowie Gudrun Lachenmanns ausgewählte Darstellung aktueller Themen in der entwicklungsbezogenen Forschung zu lokalem Wissen. Lachenmanns Text (übrigens der einzige auf Englisch) enthält punktuell gute Kommentare und Kritiken, leidet jedoch unter dem Mangel eines nicht erkennbaren Hauptanliegens sowie dem Fehlen guter empirischer Illustrationen, so dass ein bisschen dem Stereotyp vom langweiligen soziologischen Diskurs zugearbeitet wird.

Weitere Kapitel gehen die Hauptfragestellungen des Bandes durch Fallstudien an: die Gender-spezifische Aushandlung von Wissen in Nordghana (Martina Aruna Padmanabhan), Gender-spezifische Wissenskonzeptionen kamerunischer Landfrauen (Elisabeth Hartwig), unterschiedliche Deutungen einer Flutkatastrophe in Mosambik durch verschiedene involvierte Akteure als ein Beispiel für Wissenskonflikte (Macamo und Neubert),